

Laibacher Tagblatt.

Redaction und Expedition: Bahnhofgasse Nr. 15.

Nr. 9.

Pränumerationspreis:
für Laibach: Ganzj. fl. 8.40;
Anstellung ins Haus wörtl. 25 fr.
Mit der Post: Ganzj. fl. 12.

Dienstag, 13. Jänner 1880. — Morgen: Felix.

Insertionspreis: Ein-
spaltige Zeitspalt 4 kr., bei
Wiederholungen 3 kr. An-
zeigen bis 6 Zeilen 20 fr.

13. Jahrg.

Aus der ungarischen Gesellschaft.

Am vergangenen Samstag hat zwischen dem ungarischen Deputierten Verhovay und dem Baron Isidor Rajthényi ein Pistolenduell stattgefunden, welches damit endete, daß letzterer seinem Gegner eine Kugel durch die rechte obere Brust jagte. Duellen sind nun zwar in Ungarn an der Tagesordnung, und es kann daher keineswegs als ein besonders sensationeller Fall gelten, wenn zwei politische Gegner, nachdem sie sich wechselseitig die größten Beschimpfungen angethan, in Ermangelung anderer Mittel schließlich zu den Waffen greifen. Aber der vorliegende Fall tritt aus dem Rahmen der gewöhnlichen politischen Duellen heraus und kann sowohl in seiner Vorgeschichte als in seinen eventuellen Folgen als ein Spiegelbild der socialen und politischen Verhältnisse des Magyarentaates gelten. Julius Verhovay ist bekannt als einer der rückwärtslosesten Scandalmacher der äußersten Linken; er ist außerdem kein Mensch, welcher durch seinen Privatcharakter Anspruch auf Sympathien erwerben könnte. Ebenso wenig wird sich ein anständiger Mensch finden, welcher die Sprache vertheidigen möchte, welche Verhovay in seinem seit Neujahr erscheinenden Blatte „Függetlenseg“ gegen andere Blätter, gegen das ungarische Nationalcasino, namentlich aber gegen einzelne bei der Katastrophe des Volks-Bodencreditinstitutes beteiligte Mitglieder des Casinos geführt hat.

Während aber Verhovay seine in Gift und Galle getauchte Feder vorzüglich gegen den Grafen Paul Festetics richtete und diesen auf gleiche Stufe mit dem aus dem Nationalcasino ausgeschlossenen Grafen Zichy stellte, wurde er durch den Pistolenschuß eines Cavaliers zu Boden gestreckt, mit dem er persönlich gar keinen Conflict hatte. Baron Rajthényi hat vielmehr den Deputierten und Journalisten Verhovay provociert, indem er ihn einen ehrlosen Verleumder nannte

und sich gleichzeitig zur bewaffneten Satisfaction anbot. Baron Rajthényi gilt, nebenbei gesagt, als einer der besten Pistolenschützen, während Verhovay mit Pistolen nicht umzugehen versteht. Nachdem nun sein Gegner das Duell auf Säbel abgelehnt, konnte der Ausgang des Zweikampfes wenig zweifelhaft sein, während gleichzeitig die ganze Angelegenheit so aussieht, als ob Baron Rajthényi gewissermaßen als Cartellträger des Nationalcasinos letzteres an dem Journalisten Verhovay rächen sollte.

Wir wissen nicht, ob diese Auffassung die richtige ist. Gewiss ist, daß die gesammte ungarische Presse sich auf diesen Standpunkt stellt und demzufolge den ganzen Vorgang nur als einen Terrorisierungsversuch betrachtet. Selbst der „Pester Lloyd“, dem man doch gewiss keine Sympathien für die äußerste Linke vorwerfen kann, äußert sich in diesem Sinne und spricht sich scharf und schneidig gegen den Versuch des aristokratischen Nationalcasinos aus, die freie Meinungsäußerung der Presse in dieser Weise beschränken zu wollen. Auch die öffentliche Meinung im Publicum hat sich auf die Seite Verhovays gestellt. Es kam Sonntags zu Volksaufläufen vor dem Adelscasino und es wäre bei dem Umstande, als die Menge trotz des anrückenden Militärs keine Miene machte, den Platz zu räumen, gewiss zu einem blutigen, in seinen Folgen ganz unabhsehbaren Zusammenstoße zwischen Militär und Volk gekommen, wenn es nicht dem Zureden mehrerer Abgeordneten gelungen wäre, den Stadthauptmann Thaisz zur Zurückziehung der mit gefälltem Bajonnet nur des Commandos zum Angriff harrenden Truppen zu bewegen. Dieses unter allen Umständen verhängnisvolle Commando ist nun allerdings unterblieben, und es ist somit dem Ministerium Tisza der Vorwurf erspart, daß unter seiner Regierung das magyarische Volk mit Bajonnettischen tractiert wurde. Aber es wäre trotzdem eine arge Selbsttäuschung,

wenn man die schädigenden Rückwirkungen übersehen wollte, welche dieser neueste Scandal auf den Bestand des Cabinets Tisza ausüben muß. Denn man darf nicht vergessen, daß der ungarische Ministerpräsident sich in der Affaire Zichy auf Seite des von der öffentlichen Meinung rückhaltlos Verurtheilten gestellt hat, daß er gegen dessen Ausschließung aus dem Adelscasino protestierte und daß er bei dem Neujahrsempfange seiner Partei sich überhaupt gegen alle Versuche aussprach, die überhandnehmende Corruption in den höheren Kreisen Ungarns an den Pranger zu stellen. „Wenn jemand nach Schmutz greift, um ihn auf den Gegner zu schleudern, so besudelt er sich auf alle Fälle, während es ungewiß ist, ob er seinen Feind zu treffen im Stande ist“ — in dieser Weise hatte sich Tisza ausgesprochen, ohne zu bedenken, daß der Schmutz, von dem die Rede war, von der Regierungspartei selbst geliefert wurde und ohne zu erwägen, daß man nicht ungestraft der Öffentlichkeit das Recht entziehen kann, über das unehrliche Gebaren öffentlicher Vertrauenspersonen zu Gericht zu sitzen. Möglich, daß Tisza seine Worte nur in Bezug auf den rüden Ton, nur betreffs der unsauberen Kampfmittel der Opposition geäußert wissen wollte. Es scheint jedoch, als ob das ungarische Nationalcasino seine Neuerung ganz allgemein auffaßte und sich nur das Recht beimißt, um, auf die Autorität des ministeriellen Wortes gestützt, alle Angriffe auf gewisse wenig ritterliche Erwerbsequellen der ungarischen Aristokratie mit Säbelhieben und Pistolenschüssen niederzuschmettern. Die Folgen dieser Haltung werden nicht ausbleiben, und es ist sehr in Frage, ob nicht schließlich die Kugel, welche den Scandalpolitiker Verhovay schwer getroffen in den Sand streckte, nicht auch gleichzeitig das Ministerium Tisza tödtlich verwundete.

Feuilleton.

Der Schattenriß eines Verbrechens.

Novelle von A. Jäger.

(Fortsetzung.)

Wie im Fluge entschwand die Zeit. Das Feuer war niedergebrannt, der Diener in einer Ecke entschlimmert, als man von draußen her menschliche Stimmen und Schellengeltingel vernahm. Gleich darauf erschien in der Thür mit einem Freuderufe der Kutscher Gyuri, der, nachdem er mit vieler Mühe den verlassenen Schlitten aufgefunden, den fremden Geleisen folgend, bis zu der einsamen Feldhütte gelangt war, welche die verlorene Gebieterin barg.

Wie in die Welt märchenhafter Träume die raue Wirklichkeit eingreift, so war mit dem Öffnen der Thüre ein Paradies versunken. Der Diener Gyuristomus schrad aus seiner Ecke auf und packte die Habseligkeiten seines Herrn hastig zusammen, ein kalter Luftstrom drang in den behaglich erwärmten Raum. Auf den Arm ihres Retters gestützt, warf Fräulein Johanna von dem Eingange einen

letzten, träumerischen Blick auf die niedrige Hütte, auf das verglimmende Feuer, dessen letzter Schein sich in ihren dunklen Augen spiegelte. Gleich einem Diadem von Diamanten legten sich jetzt eine Anzahl vom Himmel herniederfallender Schneeflocken über ihr Haupt, glänzten an ihren Wimpern, zerflossen an ihren Lippen. Während Gyuri ungeduldig mit der Peitsche knallte, hingen des fremden Augen wie in gänzlicher Selbstvergessenheit an der feenhaften Erscheinung und zu ihr geneigt flüsterte er mit erregter Stimme: „Schneekönigin — wie soll ich dich je vergessen?“ Eine Secunde später sah Johanna wohlversorgt in ihrem Schlitten, Gyuri loderte die Zügel, und die feurigen Renner flogen über die beschneite Pustta hin.

Die Trauung des I. I. Mittelmeisters Rudolf von Rodenstein mit seiner ihm seit den Finglingsjahren angelobten Cousine, Fräulein Flora Winterstein, war auf 6 Uhr festgesetzt. In dem Hause der Braut waren bereits um 5 Uhr sämtliche Hochzeitsgäste im Salon versammelt, indes Fräulein Flora selbst in ihrem Toilettenzimmer zum Feste geschmückt des Bräutigams harrete, welcher einer Urlaubs-

verspätung zufolge erst in der letzten Stunde mittelst Courierzuges ankommen sollte.

Einige Schritte entfernt saß, den Kopf in die Hand gestützt, die großen dunklen Augen starr vor sich hingestarrt, eine zweite junge Dame, so reich geschmückt als die Braut, von stolzerer, edlerer Schönheit als diese.

„Johanna, warum bist du so stumm? woran denkst du?“ frug Fräulein Flora bereits zum zweitenmale, ohne von ihrer Freundin gehört zu werden.

Plötzlich schrad diese aus ihren Träumen auf — „was sagtest du?“ frug sie zerstreut — „sprachst du nicht, Flora?“

„Du sprachst so lange nicht und sahst so starr auf mich“, versetzte die Gefragte, „mir bangte, du seist unwohl oder verstimmt.“

„Ach, dich ängstigte wieder der böse Blick“, spottete die Freundin. — „Erinnerst du dich noch, welche Furcht er euch einflößte, nachdem meine geschwägige alte Kindsfrau bei einem Besuche im Institute erzählt hatte, mir wäre das böse Auge gegeben, weil nach meiner Geburt mein erster Blick das blutige Gespenst meines Vaters getroffen.“

Oesterreich-Ungarn. In einer der ungarischen Delegation zugegangenen Regierungsvorlage wird um die Gewährung eines Nachtragcredits in der Höhe von 636,000 fl. zur Deckung der in den Jahren 1878 und 1879 erwachsenen Mehrkosten zum Zwecke der Unterstützung der bosnischen Flüchtlinge nachgesucht. Die Ausgaben Oesterreich-Ungarns zu diesem Zwecke belaufen sich derzeit schon auf nahezu 9 Millionen, und war mit Rücksicht auf die Höhe dieser Summe sowie auch unter Berücksichtigung des Umstandes, daß die Rubrik „Unterstützung der bosnischen Flüchtlinge“ doch endlich einmal aus dem Passivkonto des Staatshaushaltes von Oesterreich-Ungarn verschwinden muß, vom Budgetausschuß der österreichischen Delegation bereits im Antrage zur Bewilligung des diesbezüglichen Bedarfes für 1878 eine ausdrückliche Verwahrung gegen weitere Ausgaben zu diesem Zwecke ausgesprochen worden.

Um für das czechische Memorandum Stimmung zu machen, wird von den Officiösen die Emmersdorfer Konferenz und der darauf bezügliche Briefwechsel in einer Weise breit getreten, daß man die Absicht des ganzen Vorgehens nur zu deutlich erkennt. Wie die „Montags-Revue“ berichtet, sollen die zwischen Etienne und Rieger vereinbarten Zugeständnisse der Verfassungskonferenz an die Czechen eine wesentliche Vermehrung der czechischen Mandate für den Landtag und den Reichsrath, eine Zweitheilung des böhmischen Landesauschusses, die Unterstützung czechischer Lehranstalten durch den Staat u. dgl. m. enthalten haben. Dem gegenüber wird von der „N. fr. Pr.“ mit Nachdruck darauf verwiesen, daß die angeblichen Abmachungen keinerlei bindende Kraft besäßen und auf den inneren Widerspruch und die geringe Vertrauenswürdigkeit des officiösen Blattes aufmerksam gemacht, welcher erst vom Vorhandensein schriftlicher Abmachungen gar keine Ahnung hatte und jetzt ganz unerwartet mit so detaillierten Enthüllungen ins Feld rückt. Die föderalistische „Sonn- und Montagszeitung“ schreibt das Scheitern der Ausgleichsversuche dem Abgeordneten Dr. Herbst zu, welchen die „Montags-Revue“ beschuldigt, daß er den Ausgleich nur als Mittel zum Sturze Andrássy's benützen wollte. Wenn es nun wahr ist, daß Etienne dem Abg. Dr. Rieger gegenüber die oben erwähnten weitgehenden Zugeständnisse gemacht hat, so würde sich die ablehnende Haltung Herbst's von selbst verstehen. Denn kein deutsch-böhmischer Abgeordneter könnte für einen Ausgleich stimmen, welcher die Deutschen Böhmens nicht nur in die Minorität drängt, sondern ihnen auch überhaupt die Aussicht benimmt, ihre Interessen in der Landes-

vertretung zur Geltung zu bringen. Die Nachricht czechischer Blätter, daß der Abgeordnete Eduard Sueß für das Memorandum gewonnen sei, ist um so mehr mit Vorsicht aufzunehmen, als natürlich den Czechen daran gelegen sein muß, auch einen oder den anderen Namen der Verfassungskonferenz mit ihren Wünschen in Zusammenhang zu bringen.

Deutschland. Die heftigen Angriffe, welche am vergangenen Freitag der ultramontane Abgeordnete Dr. Ritter in der zweiten bayerischen Kammer gegen die Regierung richtete, welche angeblich die Kirche unterdrückt und die Priester verfolgt, gab dem Kultusminister Luß zu einer ebenso scharfen als wohlmotivierten Entgegnung Veranlassung. Herr von Luß erklärte, daß die Kirche ihre Ansprüche zu hoch gespannt und die Rechte des Staates zu wenig respectirt habe. Er (der Minister) stehe auf dem Standpunkte der Verfassung und habe zu keiner Zeit etwas gethan, was nicht durch die Verfassung begründet gewesen sei. Die Entschließung des Ministeriums vom Jahre 1873 habe nur bestimmt, daß das Ministerium fortan die Verfassung und Gesetzgebung als maßgebend für die Kirche betrachten werde. Die Bischöfe seien wegen des Unfehlbarkeitsdogmas niemals mit Gefängnisstrafen bedroht worden.

Italien. Nicht zufrieden damit, daß er selbst von seinen besten Freunden zum mindesten der Uebertreibung geziehen wird, hat Imbriani eine neue Broschüre angekündigt, in welcher er den Nachweis liefern will, daß nicht nur Cairoli, sondern auch Depretis sich zu Gunsten der „Italia irredenta“ ausgesprochen habe. Höchst wahrscheinlich wird auch diese Veröffentlichung sich nur auf einzelne diplomatische Redewendungen stützen, wie sie bei den Staatsmännern Italiens im Gebrauche sind, so oft es sich darum handelt, populär zu sein, ohne es mit dem Lande zu verderben.

Die Commission des Senats hat sich gegen die Aufhebung der verhassten Wahlsteuer ausgesprochen. Da nun letztere den Hauptpunkt des ministeriellen Programmes bildet, so dürfte daraus eine neue Ministerkrise um so eher erwachsen, als sich im Süden eine große Regsamkeit der Oppositionsarmee fühlbar macht. Erst am Freitag fand in Neapel ein großes Meeting statt, an dem etwa dreitausend Personen theilnahmen. Die hervorragendsten Führer der Oppositionspartei, wie Sella, Minghetti, Bonghi, Visconti-Venosta, hielten große Reden und kritisierten das gegenwärtige Ministerium auf das schärfste. Minghetti erklärte die Regierung

für unfähig in den inneren Fragen, und Visconti-Venosta, führte aus, daß es den Männern der Linken in drei Jahren gelungen sei, Italien vollständig zu isolieren.

Frankreich. Uebereinstimmenden Berichten zufolge entwickelt die radicale Partei unter dem neuen Ministerium eine ganz außerordentliche publicistische Regsamkeit. Sie hat zwei neue Organe ins Leben gerufen, und scheint also das Cabinet der vorgeschritteneren Republikaner als das geeignetste Uebergangsstadium zur radicalen Republik zu betrachten. Jedenfalls läßt das Cabinet Freycinet bezüglich der Entfernung politisch unverlässlicher Beamten und Officiere nichts zu wünschen übrig, und soll nach officiösen Mittheilungen nun doch auch ein durchgreifender Personenwechsel im diplomatischen Corps in Aussicht genommen sein, welcher sämtliche Vertretungen Frankreichs im Auslande, mit Ausnahme jener von Madrid und Petersburg, in Mitleidenschaft ziehen wird. Wenn Herr St. Vallier provisorisch in Berlin bleibe, so habe das seinen Grund darin, daß Challemel-Lacour den dortigen Posten nicht annehmen will, bevor das Parlament sich über die Politik des neuen Cabinetes ausgesprochen und dadurch Herrn de Freycinet die nöthige Autorität verliehen habe, namentlich in betreff der auswärtigen Angelegenheiten. Diese parlamentarische Investitur sei unerlässlich, um in Berlin und namentlich bei Hofe dem Kaiser Wilhelm gegenüber klarzustellen, daß der Wechsel des Vorschalters keineswegs einer Veränderung der Politik gleichbedeutend sei.

Der Plan Gambettas, durch Schaffung eines Polizeiministeriums eine neue bei Wahlen und ähnlichen Anlässen trefflich verwendbare Aufsichtsbehörde ins Leben zu rufen, deren oberste Leitung bei der gegenwärtigen Lage selbstverständlich nur in die Hände eines verlässlichen Parteigängers des Kammerpräsidenten gelegt werden könnte, wird auch von den Organen der republikanischen Partei mit unverholenen Mißtrauen kritisiert. Die Geschichte der ersten französischen Republik hat aber auch über die Rolle, welche der bekannte Polizeiminister Fouché spielte, so wenig Erfreuliches mitzutheilen, daß es sehr leicht begreiflich ist, wenn selbst die überzeugungstüchtigsten Republikaner, welche für die Ausmerzung aller bedenklichen Beamten aus dem öffentlichen Dienste schwärmen, gegen die Erneuerung einer Institution eingenommen sind, die unter Umständen ihren Einfluß auch zum Nachtheil der Republik geltend machen könnte.

England. Nach dem „Daily Telegraph“ muß sich England darauf gefaßt machen, bei der

„Das Geschwätz wäre bald vergessen worden, hättest du uns nicht absichtlich erschreckt“, antwortete Flora.

„Es war so drollig, daß euch mein Blick ängstigen konnte!“, rief Johanna. „Wenn ich mich nachts im Bette aufsetzte und eine von euch ansah, so meinet ihr allen Ernstes, davon erkranken oder sterben zu müssen. — Flora, wie konntest du dies vergessen? es bringt Unglück, wenn das böse Auge den Brautkranz trifft. Du hättest mich nicht zur Hochzeit, noch weniger deinen Kranz durch mich befestigen lassen sollen.“

„Wie du nun wieder spottest“, klagte Flora, „ich habe doch den dummen Aberglauben längst vergessen und dich wie eine Schwester geliebt; gewiß blicktest du vorhin so starr, um mich zu erschrecken. Gesteh' es nur!“

Johanna schüttelte das Haupt.
„So warst du betrübt, — oder du zürntest mir.“

„Ich sah dich nicht.“
„Was sahst du?“
„Ein Phantasiegebilde. Eine einsame Hütte, ein verglimmendes Feuer.“
„Nichts weiter?“

„Nichts weiter — doch kann ich es nicht vergessen!“

Plötzlich nahen draußen Schritte — mit dem Rufe: „Er ist's — Rudolf kommt!“ eilte Flora an die rasch geöffnete Thüre in die Arme ihres Bräutigams, während Fräulein Johanna mit einem wilden Schrei, den starren Blick auf das Brautpaar geheftet, bis an die Wand zurückwich.

Als Flora nach der ersten Begrüßung ihren zukünftigen Gemahl der Freundin vorstellen wollte, hatte diese das Zimmer verlassen. Aber auf dem Corridor draußen stand Herr von Rodenstein's Diener Chrysothomus mit verblüfften Miene und sah einer enteilenden Gestalt nach, und als sein Herr zu ihm trat, um ihm einen Befehl zu erteilen, flüsterte er geheimnißvoll: „Sie ist wieder da?“

„Wer?“ frug Herr von Rodenstein.
„Die Schneekönigin!“ sagte Chrysothomus.
„Es ist nicht wahr!“ rief der Rittmeister heftig.

„Ich werde mir sie doch gemerkt haben!“ antwortete der Bursche mit Selbstbewußtsein; „wer sie gesehen hat, vergißt sie ja nicht wieder.“
„Sie ist nicht da! sie soll nicht da sein!“

rief Herr von Rodenstein mit Aufregung — „ich will von diesem Gespensterunsinn nichts mehr hören!“

„Zu Befehl“, antwortete Chrysothomus in militärischer Haltung und sah mit schwerer Neugier seitwärts nach der Thüre, durch welche die Gestalt verschwunden war.

Fräulein Johanna Walperg ward bei der Trauung unter den Brautjungfern vermisst, doch als man aus der Kirche zurückkam, befand sie sich plötzlich im Salon mitten unter den Gästen und versicherte auf Befragen allen Ernstens, der heiligen Handlung beigewohnt zu haben.

„Was wollen Sie“, antwortete sie einigen Personen, welche versicherten, Fräulein Walperg weder beim Ein- und Aussteigen noch in der Kirche bemerkt zu haben; „hätten Sie mich gesehen, so wäre dies allerdings ein Beweis für meine Gegenwart; aber daß Sie mich nicht sahen, beweist nichts. — Sie sehen in diesem Augenblicke das Dach dieses Hauses nicht; beweist dies, daß das Haus wirklich kein Dach habe?“

„Sie überzeugen uns durch solche Sophismen nicht“, erwiderte einer der Herren, „wir sehen das Dach nicht, weil uns ein materielles Hinderniß von demselben trennt; stünden wir indessen auf offener

nächsten Unternehmung Russlands in Centralasien die Raubstämme Bokharas und Schivas auf Seite seines Gegners zu finden. Das erwähnte Blatt erklärt zwar, daß diese Völkerschaften derzeit keine einheitliche Organisation besitzen und deswegen als ungefährlich gelten konnten, erinnert aber auch daran, daß sie das Material zu den welterobernden Horden Tamerlans abgaben. Derzeit geschehe von Rußland alles mögliche, diese Völkerschaften in sein Interesse zu ziehen. Ihren Häuptlingen werden von der russischen Regierung in reichem Maße Orden und Geschenke verliehen werden, während man es an Versprechungen bezüglich der Blünderung und reichen Beute nicht fehlen lassen wird. Man wisse aus jüngster Erfahrung, mit welcher vollendeter Geschicklichkeit Rußland derlei Allianzen abzuschließen pflege.

Auch in Südafrika kann England infolge der brutalen Behandlung, die es den Böers von Transvaal angedeihen ließ, keine Ruhe finden und es ist sehr zu bezweifeln, ob John Bull dadurch seine Interessen wahren wird, daß er alle hervorragenden Persönlichkeiten der ehemaligen Republik in festen Gewahrsam bringt. So wurden der Expräsident von Transvaal, Prätorius, und sein Secretär Vock verhaftet, weil sie dem General Wolseley die von den Böers am 10. Dezember gefasste Resolution überreicht hatten. Die englischen Behörden erblickten in dieser Handlung einen Act des Hochverrats. Das erwähnte Meeting, welches von 6305 Männern, also der großen Majorität der männlichen Bevölkerung des Landes, besucht war, hatte nämlich einstimmig beschlossen, daß der Vicepräsident Paul Krüger sofort das Staatspräsidium zu übernehmen und unverzüglich einen Volksraad einzuberufen habe. Die Theilnehmer am Meeting erklärten ferner, sich niemals der britischen Regierung unterwerfen, sondern für ihre Unabhängigkeit nöthigenfalls ihr Leben opfern und ihr Blut vergießen zu wollen. Der Volksraad soll in der That auf den 12. April einberufen sein, dagegen wollte sich Paul Krüger, der nichts von bewaffnetem Widerstand wissen will, nach Pretoria begeben, um mit General Wolseley zu unterhandeln. Mittlerweile wurde, wie wir gestern berichteten, auch gegen Krüger ein Haftbefehl erlassen.

Bulgarien. Rußland gibt sich alle Mühe, dem Fürsten Alexander das Regieren zu ermöglichen, und zwar soll Fürst Dondufow-Korsakow die Aufgabe übernommen haben, die Supschina für eine Verfassungsänderung, eventuell für die Errichtung eines Oberhauses zu gewinnen. Um den

Anschein zu vermeiden, als ob Rußland an der Existenzfähigkeit seines eigenen Werkes verzweifelte, läßt es in officiöser Weise erklären, daß die gegenwärtige Verfassung keineswegs das Werk Rußlands sei und daß daher letzteres für deren Gebrechen und üble Folgen keinerlei Verantwortung übernehmen könne.

Rußland. Das Budget für 1880 weist Einnahmen und Ausgaben in der Höhe von je 666 Millionen Rubeln nach, selbstverständlich nur für den Fall, als sich Rußland nicht in neue kostspielige Unternehmungen stürzt. An Lust dazu scheint es nicht zu fehlen, wohl aber würde es mit der Gewinnung von Bundesgenossen seinen Haken haben, zumal die ganze Regierungspresse Frankreichs sich in sehr entschiedener Weise gegen eine Allianz mit Rußland ausspricht. Das „Journal des Débats“ vergleicht eine russisch-französische Allianz einem Bunde zwischen einem Lahmen und einem Blinden. Die „Liberté“ meint, es könne Frankreich niemals einfallen, für Rußland die Stastanien aus dem Feuer zu holen, und selbst die „République Française“ schließt einen Artikel über Rußlands Größenwahnsinn mit der nicht schmeichelhaften Wahrheit: „Man wird stets gezwungen sein, Rußland in Rechnung zu ziehen, aber so lange es nicht aus der krankhaften Phase, in die es sich gestürzt hat, herausgetreten ist, wird es schwach bleiben und in den Geschicken Europas eine geringere Rolle spielen. Wenn das Haus brennt, so kann es zwar sehr originell scheinen, wenn man hinläuft und andern das Haus ansteckt; verständige Menschen dagegen begnügen sich damit, die Feuersbrunst auf ihrem eigenen Grund und Boden zu löschen.“

Vermischtes.

— Das Befinden des Fürsten Bismarck Die in der letzten Zeit eingelaufenen ungünstigen Nachrichten über den Gesundheitszustand des deutschen Reichskanzlers werden bestritten. Man sagt im Gegentheil, daß das Befinden des Reichskanzlers ein durchaus zufriedenstellendes sei und seine verzögerte Rückkehr nach Berlin in keinerlei Zusammenhang mit dem ärztlichen Gebote stehe. Fürst Bismarck liebe es nicht, von seinen Reiseplänen früher zu sprechen, als bis dieselben bereits in der Ausführung begriffen sind. So erfahre seine Gattin, seine Familie und seine nächste amtliche Umgebung erst dann von seiner Rückkehr aus Vargzin oder Friedrichsruhe, wenn der Reichskanzler den ihn befördernden Zug schon bestiegen hat. Ein

kurzes Telegramm kündigt den Genannten dann seine Abreise an. Hiernach könne mit größter Bestimmtheit angenommen werden, daß alle in der Presse erscheinenden Mittheilungen über Reisepläne des Fürsten haltlos sind, wenn es sich dabei um eine Latitudo von mehr als einem Duzend Stunden handelt. Die jetzige Reise der Fürstin nach Vargzin habe nur den einen Zweck, den Fürsten die Familie, an deren Pflege er gewöhnt sei, nicht noch länger entbehren zu lassen, als es durch das jüngste freudige Ereignis innerhalb derselben und die Erkrankung des Grafen Wilhelm bedingt war.

— Viel Lärm um nichts. Das famose Murciafest im Hippodrom zu Paris hat, wie sich jetzt herausstellt, nicht bloß keinen Ueberschuß für die spanischen Ueberschwemmen und die Pariser Nothleidenden erzielt, sondern im Gegentheil ein Deficit von etwa 35,000 Francs ergeben.

— Die Nihilisten in Rußland. Den „Daily News“ wird aus Petersburg geschrieben: „Die revolutionäre Partei hat soeben eine neue Veröffentlichung ausgegeben in Form eines kleinen Bandes von 64 Seiten, der ein Gedicht des verstorbenen Bekrassow mit dem Titel: „Ein Fest für die Welt“ enthält, welches im Jahre 1866 durch die Censur verboten wurde. Der Band ist schon gedruckt, die Eden sind jedoch ungleich. Augenscheinlich besitzt das Etablissement keine Schneidemaschine. Die Druckerei kündigt das demnächstige Erscheinen von Nr. 3 der „Narodna Wolja“ und die neue Ausgabe einer Flugchrift mit dem Titel: „Die lebendig Begrabenen“ an. Die Flugchrift behandelt das Los der politischen Verbrecher in der Festung; ferner wird „ein Appell an die realistische Partei der Gesellschaft“ angekündigt.“

— Ein Ball der Alten. Am Sylvesterabend wurde in Gillingham bei Chatham ein Ball abgehalten, an welchem sich 59 alte Herren und Damen beteiligten, die zusammen das respectable Alter von 4259 Jahren repräsentierten. Der älteste Herr, im Jahre 1790 geboren, huldigte mit seiner Partnerin, deren Geburtstag gleichfalls noch ins vorige Jahrhundert fiel, fleißig dem Tanze. Das Durchschnittsalter der Gäste betrug 72 Jahre, und der sonderbare Ball, bei dem lauter alte, der modernen Welt unbekannt Tänze aufgeführt wurden, endete am Neujahrs morgen mit einem „Coverley“ und mit einer sehr angeheiterten Stimmung der komischen Alten.

Straße dem Hause gegenüber und sähen das Haus ohne Dach — die Gesellschaft ohne ihre Krone“ — setzte er mit einer artigen Verbeugung hinzu — „so wären wir in der That berechtigt anzunehmen, das Haus sei ungedeckt.“

„Nehmen wir an, ich stünde neben Ihnen und behauptete, es sei kein Dach auf dem Hause, was würden Sie mir erwidern?“ antwortete Fräulein Johanna.

„Daß Sie sich irren“, erwiderte der Herr.

„Wenn ich aber hierauf zur Antwort gäbe, daß ich meiner Sache sicher sei, indem ich kein Dach sehen könne“, rief Fräulein Walperg.

„So müßte ich an Ihren Augen oder an Ihrem Verstande zweifeln“, sprach der Hochzeitsgast.

„Ganz richtig“, erwiderte das Fräulein, „und zwar mit dem Rechte, mit welchem ich an dem Zeugnisse des Ihren zweifeln darf; denn wenn Sie sich die Berechtigung zugestehen, den Beobachtungen anderer zu misstrauen, sobald diese im Widerspruch mit Ihren eigenen sind, so geben Sie sich als besiegte.“

— Und während der Herr noch über diese eigenhändige Beweisführung und deren Ursache nachdachte, hatte sich Fräulein Walperg einer jungen Dame zugewandt, um ihr einige schmeichelhafte Bemerkungen über ihre letzten Eroberungen zuzulüftern; fünf Minuten später aber saß sie neben

einem bejahrten Abgeordneten und unterhielt sich mit ihm über die letzten Beschlüsse des Reichsrathes. Wo die Conversation stockte, wo irgend jemand von den Gästen vernachlässigt oder gelangweilt schien, warf sie den zündenden Funken in die Unterhaltung, brachte eine Schmeichelei oder ein Witzwort an — und all' dies mit einer Leichtigkeit, mit einer Anmuth, als sei es allein zu ihrem eigenen Vergnügen, daß sie irrlichtgleich bald dort, bald da auftauchte, um alsbald wieder zu verschwinden. Manchmal inmitte der brillantesten Conversation fiel ein rascher Seitenblick auf das vom Kreise näherer Verwandten und Freunden umgebene Brautpaar, aber ein eigenhümlicher Zufall schien zu verhindern, daß ihre Augen dabei jemals denen Herrn von Rodensteins begegneten. Sie stand, von einer kleinen Schar eifriger Bewunderer umgeben, in einer Fensternische, als endlich Flora in einem freien Augenblicke am Arme ihres Gemahles nahte, um diesen mit der Freundin bekannt zu machen.

Beide, sowohl Herr von Rodenstein als Fräulein Johanna Walperg, standen einander während der Vorstellung mit gesenkten Augen gegenüber und nachdem Flora sie herzlich aufgefordert hatte, sich als künftige Freunde zu begrüßen, schwiegen sie einige Secunden, bis endlich der Rittmeister in kühlem Tone begann: „Ich bin sehr erfreut, eine Dame

kennen zu lernen, welche mir von meiner Braut immer in den begeistertsten Ausdrücken geschildert worden ist. Wie mir Flora mittheilt, haben Sie, Fräulein Walperg, ihr das Versprechen geleistet, diesen Sommer über unsere Zurückgezogenheit zu theilen — — oder sollte Sie dieser Entschluß im Angesichte der Ausführung gereuen, Fräulein Walperg?“

Bei Herrn von Rodensteins ersten Worten war alle Farbe aus Johannas Wangen gewichen; jetzt schoß das Blut in ihr Antlitz, mit einem leichten Zurückwerfen des Hauptes heftete sie plötzlich ihren Blick fest auf jenen des jungen Mannes und sagte mit einem kaum bemerkbaren Ausfluge von Stolz: „Ich wüßte nicht, warum ich das gethane Versprechen bereuen sollte — noch vor drei Stunden haben Flora und ich mit Janigkeit den alten Mädchenchwur wiederholt, das erste Jahr der Selbständigkeit in Gemeinschaft zuzubringen; ich wüßte nicht, daß sich seither meine Ansichten geändert hätten — es sei denn“, fügte sie mit einem plötzlichen Wechsel des Ausdrucks hinzu, „Sie wären ebenso abergläubig als Flora, welche all' ihrer Liebe für mich bedarf, um die Furcht vor dem bösen Auge zu überwinden.“

(Fortsetzung folgt.)

